

# Vertraute Kunst in fremdem Licht

Sehen lernen, was den westlichen Blick auf die Welt bestimmt: Philippe Descola vergleichende Anthropologie des Bildes ist ein großer Wurf.

Als der französische Anthropologe Philippe Descola in den Siebzigerjahren die indigene Kultur der Achuar im Amazonas studierte, machte er eine Erfahrung, die bereits sein Lehrer Claude Lévi-Strauss beschrieben hatte: Die Kategorien, in denen die Achuar dachten und die Welt beschrieben, unterschieden sich so grundsätzlich von den Erwartungen des Wissenschaftlers, dass er einen Teil seiner eigenen Denktradition vergessen musste, um sie zu verstehen. Eine Unterscheidung zwischen Natur und Kultur existierte im Denken der Achuar ebenso wenig wie Bereiche namens „Technik“, „Religion“ oder „Geschichte“. Wollte er dieses andere Denken auch nur ansatzweise verstehen, musste der Reisende in der Fremde zuerst sich selbst fremd werden.

**Philippe Descola:**  
„Les formes du visible“.  
Une anthropologie  
de la figuration.  
Éd. du Seuil, Paris 2021.  
848 S., Abb., br.,  
35,- €.

Diese Erfahrung verarbeitete Descola später in seiner berühmten Studie „Jenseits von Natur und Kultur“ – einer anthropologischen Neuvermessung der Welt, die den Vergleich mit Michel Foucaults „Ordnung der Dinge“ nicht scheuen musste. Wo Foucault sich allerdings auf drei Jahrhunderte des westlichen Denkens konzentrierte, entwarf Descola eine Ontologie im globalen Maßstab.

Die Flughöhe ist hoch, und von dort oben betrachtet geraten manche Nuancen und Details in den Hintergrund. Dafür aber werden großflächige Strukturen erkennbar, die ein geographisch und historisch dicht in Bodennähe operierender Blick nicht erfassen kann. Descola spricht von verschiedenen „ontologischen Filtern“, die darüber entscheiden, ob die Welt, in der man sich bewegt, der Ordnung des Animismus, des Totemismus, des Analogismus oder des Naturalismus entspricht. Einzig die Denktradition des Naturalismus, die Descola der westlichen Welt seit dem Mittelalter zuordnet, unterscheidet kategorisch zwischen geistbegabten Wesen namens „Mensch“ auf der einen, nichtmenschlichen Wesen auf der anderen Seite. Die ganz anders organisierte Welt des Totemismus sieht eine solche Trennung nicht vor. Menschen, Tiere und Pflanzen gehören einem gemeinsamen Prototyp an – etwa der Klasse des Adlers –, da sie bestimmte Eigenschaften teilen. Auf dieser Basis entwickelt Descola in seinem neuen großen Buch eine vergleichende Anthropologie des Bildes. Wenn „die Weisen der Identifikation“, so der Autor, „tatsächlich die strukturierende Funktion besitzen, die ich ihnen zuschreibe, dann muss es möglich sein, sie auch in den Bildern zu finden“.

Nach den ein wenig abgebbten Debatten um den *iconic turn* liegt mit Descolas Buch nun nicht weniger als der Entwurf einer neuen Bildtheorie vor. Descola teilt die Grundannahme der Bildwissenschaften und neuer Verkehrs- und Kommunikationstechnologien nach, wonach visuelle Evidenz sich grund-



Sichtbares ausschöpfen: Das Jahreszeitenbild „Oktober“ der Brüder Limbourg im Stundenbuch des Herzogs von Berry steht in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts für eine neue westliche Weise, die Welt darzustellen.

sätzlich von der Logik der Schrift unterscheidet. Statt vom „Bild“ spricht der Autor aber lieber von „Figuration“ – ein Begriff, der die Vergegenwärtigung des Dargestellten ebenso einschließen soll wie seine Verankerung in einer bestimmten Ontologie. Wie die um 1900 unternomme-

nen Versuche einer „Weltkunstgeschichte“ zeigen, laufen universalistische Entwürfe leicht Gefahr, die eigene Kultur als verbindliche Norm zu betrachten. Einer solchen Gleichschaltung entgeht Descola schon dadurch, dass er den Begriff der „Kunst“ gar nicht erst verwendet. Für den

Versuch seiner globalen Anthropologie erweist sich eine Fokussierung auf den Sonderfall der Kunst als wenig hilfreich. Die schematische Darstellung eines Sees, die ein Mitglied des australischen Clans der Manggali auf eine Baumrinde gemalt hat, mag auf den ersten Blick als künstleri-

sches Abbild einer Landschaft gelten. Wie Descola zeigt, repräsentiert das Schema aber keine existierende Topographie, vielmehr kommt die Landschaft erst durch die innere Verwandtschaft der in ihr lebenden Wesen zustande.

Der europäischen Tradition, die Verwandtschaft vor allem durch morphologische Ähnlichkeiten herstellt, muss der totemistische Impuls, Wasser, Düne, Opossum und Pflaumenbaum aufgrund ihrer gemeinsamen Eigenschaften als einheitliche Klasse zu begreifen, befremdlich erscheinen. Die ganz anders strukturierte Welt des Animismus beschreibt Descola am Beispiel der asymmetrischen Gesichtsmasken der Ureinwohner Alaskas. Indem sie ein halb geschlossenes und ein weit geöffnetes Auge zeigen, vereinen die Masken die Sichtweise des Jägers mit derjenigen der Beute. Das Tragen der Maske lässt den Jäger das Terrain überblicken. Zugleich bewirkt es, dass umgekehrt auch die Tiere mit ihm in Verbindung treten können: im Auge des Jägers erblickt das Tier sich selbst und erkennt, ob dieser „es wert ist, ihm den eigenen Körper zum Geschenk zu machen“.

Die Lektüre des Buches verlangt danach, bekannte Beschreibungsmuster zu vergessen – nicht allein im Blick auf die Weltentwürfe der anderen, sondern ebenso auch im Blick zurück auf die eigene Kultur. Wie der Weltreisende muss er bereit sein, sich seiner Bildung ein Stück weit zu entfremden. Denn Descola abstrahiert in den Kapiteln zur europäischen Kunst von beinahe allen Voreinstellungen des tradierten kunsthistorischen Diskurses: ästhetische Norm, Intention des Künstlers, Wanderung von Stilen und Motiven, Sozialgeschichte, Provenienz der Bilder. Stattdessen gilt die Aufmerksamkeit der Sichtbarmachung jener ontologischen Grundierung, die den westlichen Naturalismus zusammenhält: der Entwurf einer Welt, die von einem „menschlichen Subjekt gebildet wird, indem es sie von seinem Standort aus beobachtet“.

Das ist im Holland des siebzehnten Jahrhunderts Menschen gab, die Schalentiere, Zinnbecher und Früchte malten, erscheint nach der Lektüre des Buches ebenso erstaunlich wie der Versuch, in einem gemalten Porträt das Wesen eines Menschen einzufangen. Die immer wieder als Zäsur beschriebene Erfindung der Zentralperspektive erscheint in einem anderen Licht, wenn Descola die Detailbegeisterung flämischer Maler als Ausdruck derselben Grundeinstellung zur Welt beschreibt: der Gewohnheit, die sichtbare Welt als Gegenpart zur eigenen Innerlichkeit zu betrachten. Auch manche Meistererzählungen der Avantgarde sehen nach ihrer anthropologischen Durchleuchtung überraschend anders aus: im Register Descolas ist Mondrian mit seinem Willen zur Abstraktion Teil derselben Welthaltung, von der er sich vermeintlich verabschiedet.

Das Buch wird hierzulande – spätestens mit seiner Übersetzung – eine interessante Diskussion auslösen. Foucaults intellektuellem Unternehmen ähnelt es auch darin, dass es ein Leichtes sein wird, dem Autor vorzurechnen, welche Spezialstudien er nicht zur Kenntnis genommen hat. Aber darum geht es eben gar nicht. Descola verfügt über exzellente Kenntnisse der kunsthistorischen Literatur. Vor allem aber besteht der Einsatz seines Buches ja gerade darin, den bewährten Zugängen der Kunstgeschichte die Möglichkeit einer anderen Lesart an die Seite zu stellen. In der Flughöhe des Anthropologen kommt sich manches überraschend nahe, was bislang getrennt erschien. Ebenso schärft sich aber dort, wo man Ähnlichkeiten sah, der Blick für Differenzen. Wenn das Denken nicht auf Dauer in sich selbst kreisen soll, sind große Entwürfe wie derjenige Descolas unverzichtbar.

PETER GEIMER

# Religiöses Integral

Das letzte Buch von Michel Serres

Das letzte Buch eines Autors, postum publiziert, ein Buch, das sich auch noch mit dem „Religiösen“ befasst, mit letzten Dingen, ersten Anfängen und erstlich und letztlich mit allem – ein solches Buch umgibt die Aura des Vermächnisses. Im Falle von Michel Serres, dem 2019 verstorbenen französischen Philosophen, Mathematiker und in unzähligen Wissensgebieten bewanderten Polyhistor, ist das letzte in gewisser Weise auch das erste Buch; eines, an dessen Thema sein Autor zeitlebens gearbeitet hat. Das hat er nicht nebenbei und außerdem getan, sondern indem er seine gut vier Dutzend Bücher schrieb.

Serres schrieb gerne gestisch, hohe Töne und das Pathos nicht scheuend, die Gemüstemperatur aber scheint oft heiter bis schelmisch zu sein. Ebenso wenig wie die Grenzen der Wissensgebiete bringen ihn bei seinen Erkundungsgängen diejenigen der verschiedenen literarischen Genres zum Stehen. Seine bilderreiche Prosa verströmt bisweilen eine abstrakte Sinnlichkeit; sie argumentiert wenig, fabuliert umso lieber, assoziiert, etymologisiert, evoziert, spekuliert. Es sind Kommunikationen und Kommunikationen, Überlagerungen und Überschneidungen, Vermischungen und Vernetzungen, die den Grenzgänger interessierten. In dem nun auch auf Deutsch vorliegenden „Essay über Religion“ resümiert sich Serres' Denkweg sozusagen selbst. Das titelgebende „Verbindende“ verbindet auch die thematischen Stationen dieses Weges. Der französische Titel ist ergiebiger: „Relire le relié“. In der „Relektüre des Verbindenden“ sind zwei der sprachgeschichtlichen Bedeutungslinien von „Religion“, lateinisch „religio“, verflochten: wiederlesen („relegere“) und verbinden („religare“).

Bei der Besinnung auf die zurückgelegte Strecke geht dem Wanderer auf, dass er, „ohne es zu ahnen, seit je an einer synthetischen Philosophie“ gearbeitet habe: „Unablässig Verbindungen herstellend, sah ich undeutlich ein Zeitalter heraufziehen, in dem sich mit dem Wandel der Kulturen und Praktiken ein neuer Typus von Verbindungen durchsetzen würde, um schließlich die Oberhand über eine dem Ideal des Analytischen verpflichtete Tradition zu gewinnen.“ Das Analysieren, zumal das wissenschaftliche, zerlege Probleme – und zerschneide dabei die Phänomene, zerstöre die Welt: „Die Auslöschung der Arten, der Klimawandel, die Umweltverschmutzung gehen auf dieses Projekt der découpage, im Wortsinn also des Zerschneidens, der Lösung und Auflösung zurück, das eine Welt in Stücken, einen Ozean von Abfällen hinterlässt.“

Der Rückblick ist erkennbar auch einer auf den Vorausblick eines prophetischen Sehers, der die Destruktivkräfte der wissenschaftlich-technischen Zivilisation bei aller Begeisterung für deren Produktivkräfte nicht ausblendet (ebenso wenig wie das Gewaltpotential der Religionen). Und der Seher möchte auch ein Heiler sein, ein Stifter des Zusammenhangs, in dem alles mit allem – eigentlich – steht. Der Auftrag, den das Testament den Hinterbliebenen erteilt, ist knapp: „Schluss mit dem Schneiden und Trennen, Morgenröte der Verbindungen – das ist um der Bewahrung der Welt willen unsere Zukunft.“

Leichter gesagt als getan, wird man sagen. Doch das Schöne ist, Aurora, die Göttin der Morgenröte, waltet bereits in uns: Wir vereinen stets schon, was wir trennen, integrieren, was wir differenzieren. „Religion“ meint laut Serres nicht nur die Beziehung, die Gläubige mit ihrem Gott oder miteinander vereint, sondern auch „die Beziehung als solche, die Relation im Allgemeinen, die Gesamtheit aller möglichen Verbindungen, der kognitiven wie der objektiven und der erst noch zu erkennenden. Durch das unbestimmte Integral dieser netzartigen Verknüpfungen versetzt die Religion uns in die Welt, wir sind in der Welt durch dieses Integral.“ Die Integralrechnung mutiert zur metaphorischen Metaphysik einer „existentiellen Funktion“. Diese Funktion, schreibt Michel Serres, „ist in uns, aber wurde sie je wirklich erforscht?“

Das Bedürfnis nach Sinnzusammenhang und Existenzherhellung, das da zum Ausdruck kommt, erweist sich am Ende – am Ende des Buches – als eine Art mystisches Begehren, als Verlangen nach einer Vereinigung mit dem Göttlichen, die zugleich eine Verschmelzung von Glauben und Wissen wäre.

UWE JUSTUS WENZEL

**Michel Serres:**  
„Das Verbindende“.  
Ein Essay über Religion.  
Aus dem Französischen  
von Stefan Lorenzer.  
Suhrkamp-Verlag,  
Berlin 2021.  
240 S., br., 16,- €.

# Es ging um mehr als die Steigerung des eigenen Marktwerts

Keine studentische Selbsthilfe ohne christliche Mission: Isabella Löhr beschreibt, wie akademische Auslandsaufenthalte zur Normalität wurden

Bis zur Corona-Pandemie war es für Studentinnen und Studenten selbstverständlich zu „migrieren“. Sie wechselten den Studienort im eigenen Land, absolvierten Erasmus-Semester und machten Abschlüsse im Ausland. Manche verfolgten dort ihre weiteren Karrieren und gliederten sich in Arbeitsmarkt und Wissenschaftssystem der neuen Heimat ein. All dies dürfte bald wieder möglich sein. Kaum ein anderer Bereich der Weltgesellschaft war und bleibt mobiler als Universitätsbildung und Wissenschaft.

Gelahrte waren immer schon unterwegs. Wann aber wurde studentische Mobilität zu einem Massenphänomen? Isabella Löhr lenkt den Blick auf die vier Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg. In einer Epoche wirtschaftlichen Wachstums und neuer Verkehrs- und Kommunikationstechnologien nahm die Zahl der Auswandernden dramatisch zu. Westeuropäer strömten nach Nordamerika und Russland, Inder in die britische Karibik, Chinesen nach Nordostasien und an die amerikanische Westküste. Zu dieser neuen Migrationslandschaft gehörten auch Studierende. Ihre Ziele waren nicht Fabriken, Farmen oder Plantagen, sondern Universitäten. Anders als Handwerker, Dienstmägde oder landwirtschaftliche „Kulis“ machten sie sich nicht zu Hunderttausenden oder gar Millionen auf den Weg. „Massenphä-

nomen“ kann bei Elitenmigration nur heißen, dass ein akademischer Auslandsaufenthalt erstmals zu einer attraktiven und realisierbaren Option wurde.

In einer Epoche, in der nur wenige Menschen einen Lebensabschnitt an Universitäten verbrachten, bildeten die im Ausland Studierenden eine Minderheit innerhalb der Minderheit der Gebildeten und Bildungssuchenden. Im Unterschied zu den jungen Adligen, die sich im achtzehnten Jahrhundert samt ihren Hofmeistern auf eine individuell entworfene Grand Tour begeben hatten, waren die mobilen Studenten – vorwiegend Männer – um 1900 keine frei schweifenden Bildungstouristen. Sie profitierten von neuen Ermöglichungsstrukturen. Regierungen in unabhängigen Ländern ebenso wie in manchen Kolonien betrieben eine Politik der externen Nachwuchsqualifizierung. Begabte junge Leute wurden in die wissenschaftlichen Zentren

Europas und Nordamerikas entsandt, um die Jahrhundertwende auch von China nach Japan. Nach einigen Jahren sollten sie, das wurde erwartet, als „returned students“ ihren Heimatländern nützlich sein, vorzugsweise im Staatsdienst.

Umgekehrt wurden Studieninteressierte angeworben. Darin sah die christliche Mission eine vielversprechende neue Strategie: Während weiterhin Missionare in die Gefilde des „Heidentums“ entsandt wurden, sprach umgekehrt einiges dafür, potentielle Konvertiten in die christlichen Länder zu holen und dort für den Glauben zu gewinnen. Dies wurde erleichtert, wenn christliche – in diesem Buch geht es um protestantische – Empfangsorganisationen sich um die Ankömmlinge kümmerten. Die Geschichte, die Isabella Löhr aus den Quellen rekonstruiert hat, beginnt mit dieser Nähe von christlicher Mission und studentischer Selbsthilfe. Beide beruhen auf universalistischen Grundlagen: einerseits der Idee der Gleichheit aller Menschen oder zumindest aller Gläubigen, andererseits der Vorstellung von der weltweiten Maßstäblichkeit der aufstrebenden Wissenschaft und überhaupt des modernen Denkens, wie es von Europa in die Welt ausstrahlte. Dieser doppelte Universalismus stand im Widerspruch zu den hierarchischen Realitäten im Zeitalter des Imperialismus: Man zog von der „rückstän-

den“ Peripherie in die „fortschrittlichen“ Metropolen. Verdeckt wurde diese Spannung allerdings durch die Bedeutung von universitärer Bildung als „Ressource im globalen Wettbewerb“. Auch Gernern des Kolonialismus konnte die Aneignung westlichen Wissens nichts schaden.

Der Erste Weltkrieg zerriss keineswegs die in der Belle Époque gesponnenen Fäden unter der protestantischen Jugend aller Kontinente. Die studentischen Organisationen, allen voran der 1895 gegründete Christliche Studentenweltbund, verweigerten den nationalen Amtskirchen dort die Gefolgschaft, wo diese sich in den Dienst eines militarisierten Patriotismus stellten. Im Krieg entstand eine weithin autonome protestantische Studentenbewegung. Lokale Initiativen wurden wichtiger als zentral gesteuerte Missionsstrategien. Die konkrete Nothilfe, konfessions- und nationsübergreifend angelegt, ließ keinen Raum für theologische Visionen.

Während eines „langen“ Weltkriegs, der sich über den Herbst 1918 hinaus in eine mehrjährige Phase von Revolutionen und Bürgerkriegen fortsetzte, gab es an mehreren Stellen der Welt, etwa in der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten, gestrandete und materiell bedürftige Studierende, manche von ihnen sogar staatenlos. Das Sammeln von Spenden und ihre Verteilung wurden wichtiger als die Sorge

um das Seelenheil. Als 1925, am Ende der langen Erschütterungsperiode, das Weltstudentenwerk gegründet wurde, hatte sich ein karitativer Internationalismus von seinen religiösen Ursprüngen weit entfernt.

Abermals eine jener Säkularisierungsgeschichten, die in der Geschichtsschreibung oft mit Skepsis betrachtet werden? Ja, aber eine solide untermauerte. Isabella Löhr zeigt, wie im frühen zwanzigsten Jahrhundert aus einer Glaubensgemeinschaft imperialer Führungskräfte ein Bottom-up-Netzwerk von Studierenden wurde. Es blieb zwar elitär, wandte sich aber gegen Nationalismus und Imperialismus und verpflichtete sich auf Solidarität, Frieden und internationale Verständigung. Bildungsmobilität sollte höheren Zwecke dienen als bloß der Selbstverwirklichung, der Steigerung des eigenen Marktwerts oder der Stärkung der Herkunftsnation.

Das Buch hat sich der Spuren seiner Entstehung als historische Habilitationsschrift nicht ganz entledigt. Ausführliche Diskussionen des Forschungsstandes, gewiss nützlich für Fachleute, machen die Lektüre zuweilen mühsam. Am Ende ist doch mehr Organisations- und Programmgeschichte herausgekommen, als beabsichtigt war. Vielleicht liegt das daran, dass Briefe und Tagebücher von Studierenden selten den Weg in die Archive finden.

JÜRGEN OSTERHAMMEL



**Isabella Löhr:**  
„Globale Bildungsmobilität 1850-1930“. Von der Bekehrung der Welt zur globalen studentischen Gemeinschaft.  
Wallstein Verlag,  
Göttingen 2021.  
413 S., geb., 42,- €.